



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Gentschel, Julius: Henriette Voigt : Erinnerungen aus dem Leipziger  
Musikleben zu Mendelssohns Zeit

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Henriette Voigt

Erinnerungen aus dem Leipziger Musikleben zu Mendelssohns Zeit

Von Julius Gensel

Was vergangen, kehrt nicht wieder,  
Aber ging es leuchtend nieder,  
Leuchtet's lange noch zurück.



iese Zeilen — der Anfang des Gedichts „Erinnerung und Hoffnung“ von Karl Förster — zieren den Grabstein auf dem alten Johannisfriedhofe, der die irdischen Reste von Henriette Voigt geb. Kunze deckt. Fast sieben Jahrzehnte sind seit ihrem frühen Tode verflossen, aber noch heute lebt die Freundin Robert Schumanns und Felix Mendelssohns, eine Lichtgestalt, im Gedächtnis der Musikfreunde. Selber musikalisch ausgebildet und von glücklicher Fassungs-gabe, aber keusch zurückhaltend in ihrem Urteil und ihrem Spiel, stets bereit, teilnehmend zu hören, anzuregen, zu helfen, zu vermitteln, war sie während der Jahre 1834 bis 39 der seelische Mittelpunkt des Künstlerkreises, der den Ruf Leipzigs als Musikstadt neu begründete. Was ihre Freundschaft für Schumann bedeutet hat, ist aus dem veröffentlichten Briefwechsel zu ersehen. Noch bezeichnender ist das hohe Maß von Vertrauen, das ihr der fast vier Jahrzehnte ältere Hofrat Rochlitz, der welterfahrene Freund Goethes und Beet-hovens, schenkte. Aber auch in den zahlreichen Briefen von Taubert, Hauptmann, Spohr und andern, die aus ihrem Nachlaß erhalten sind, sehen wir gleichsam das Spiegelbild der Empfängerin als einer edeln, liebenswerten Persönlichkeit.

Henriette Kunze war am 24. November 1808 in Leipzig in dem am Brühl neben dem „Heilbrunnen“ nach dem Hallischen Pfortchen zu gelegenen Hause geboren. Der Vater, Magister Karl Wilhelm Kunze, gab an der Thomasschule französischen, daneben auch italienischen Unterricht. Zu seinen Schülern im Italienischen gehörte u. a. Karl Maria von Weber, der sich zwischen 1811 und 13, in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre stehend, größtenteils in Leipzig aufhielt, und der die kleine Henriette öfters auf seinen Knien geschaukelt hat. Nach den Kriegen, deren Folgen lange auf der Stadt lasteten, war gar oft Schmalhans Küchenmeister im Hause. Noch härter wurde das Los der Familie, als sie im Mai 1817 den Ernährer verlor. Schon vorher war die Wohnung mit einer andern in einem Dachgeschoß nahe bei dem Juridikum

vertauscht worden. Die Mutter, die außer dem Töchterchen noch zwei Söhne zu versorgen hatte, wußte manchen Tag nicht, wie sie am nächsten die Nahrung beschaffen sollte. Um nur ein paar Pfennige zu verdienen, mußte Fetzchen, ihrer Mutter zulieb zu jedem Dienste bereit, im Handkörbchen Strickgarn von Haus zu Haus anbieten. Dabei zeichnete sie sich in der Schule so aus, daß der seinerzeit sehr angesehene Direktor Gedicke bei ihrem Abgange von ihr sagte, es habe nie eine bessere Schülerin seine Schule verlassen.

Den ersten Klavierunterricht hatte ihr der Thomaschüler Karl Reißiger, der nachmalige Tonsetzer, erteilt. Später kam sie auf Veranlassung ihres väterlich für sie sorgenden Paten Schaller, der abwechselnd in Leipzig und in Petersburg lebte, in das Haus einer Frau Tülker in Berlin, um sich dort in Musik, Französisch usw. so weit zu vervollkommen, daß sie eine Stelle als Erzieherin annehmen könnte. Aus dieser Zeit rührt ein mit „Tülker gem. 1825“ bezeichnetes Bildnis von ihr her, in Deckfarben auf blaugrauem Papier: ein sinniges Gesicht, ernste braune Augen unter feingewölbten Brauen, reiches, welliges, dunkelashblondes Haar, zierlich geschwungener Mund, um den entblößten Hals ein Korallenkettchen. Ein Jahr etwa hatte sie bei Frau Tülker gewohnt, als der treffliche alte Bendemann, der Oheim des damals noch jungen Malers, ein hochgebildeter Musikfreund, angezogen durch ihren Geist und ihr anmutiges Wesen, sie als Pflegetochter in sein Haus aufnahm. Hier fand ihre Begabung für Musik die beste Anregung und Förderung. Ihr Klavierlehrer erklärte eines Tages, er getraue sich nicht, sie noch weiter zu unterrichten.

Ihr Wunsch, noch bei Ludwig Berger Unterricht zu nehmen, wurde wiederum durch ihren Paten erfüllt, der ihr hundert Taler dafür aussetzte. Freilich reichte das nur zu fünfzig Stunden, aber sie benutzte diese so trefflich, daß Berger selbst ihr zu öffentlichem Auftreten riet. Hierzu ließ sie sich jedoch schlechterdings nicht bewegen. Dagegen spielte sie sowohl im Bendemannschen Haus als in andern befreundeten Kreisen gern vierhändig, namentlich mit Felix Mendelssohn und mit Wilhelm Taubert, die, etwas jünger als sie, zu derselben Zeit Bergers Schüler waren.

Die Familie Bendemann pflegte alljährlich eine größere Reise zu machen und die Pflegetochter als Begleiterin mitzunehmen. So lernte sie nach und nach viele Gegenden Deutschlands, auch das Elsaß und die Niederlande kennen und brachte mancherlei Anschauungen und Erfahrungen mit heim. Kurz, es waren Jahre voll edler geistiger Genüsse. Trotzdem entschloß sich Henriette im März 1828, diese glänzende Umgebung wieder mit dem bescheidenen Heim ihrer Mutter in Leipzig zu vertauschen, wo sie sich ihren Lebensunterhalt mit Klavierunterricht zu verdienen und der Mutter eine Stütze zu werden gedachte. Nicht leicht wurde ihr der Abschied — um so schwerer, als sie sich zugleich von ihrer Herzensfreundin Henriette Magenhöfer, später verehelichte Witte, trennen mußte, in deren Hause — der Vater war Oberstleutnant a. D. — sie

unbergeßliche Stunden verlebt hatte, und deren Freundschaft ihr bis zum Tode ein kostbarer Besitz geblieben ist.

Leipzig war damals — nur mit ein paar Worten sei daran erinnert — eine Stadt von wenig mehr als 40000 Einwohnern, die größtenteils in dem noch durch Tore und Pfortchen abgeschlossenen alten Stadtkerne wohnten. Jenseits des Promenadenringes gab es noch nicht viele behaute Straßen, aber große Gärten mit behaglichen Wohnhäusern. Zwischen ihnen und den nächsten, noch ganz ländlichen Dörfern lagen breite Feld- und Wiesenflächen oder Waldungen; nur in einigen, wie Connewitz und Gohlis, hatten sich wohlhabende Leipziger Familien mit Landhäusern angesiedelt. Die Straßen wurden durch Öllaternen notdürftig erleuchtet. Statt der hellen Kaufläden gab es düstre, unheizbare Gewölbe. Wer nicht zu Fuße gehn wollte, ließ sich in der Portechaise tragen. Das Theater am Kanstädter Zwingler war das einzige, die Konzerte waren, abgesehen von den Kirchen, im wesentlichen auf das Gewandhaus, die Freimaurerhöle und den Großen Ruchengarten angewiesen.

Mutter Runge wohnte damals am NikolaiKirchhof in einem alten, der Universität gehörenden Gebäude und erwarb sich ihren Unterhalt durch Verköstigung von Studenten. Henriette mußte sich mit einem engen Kämmerchen behelfen. Aber schon wenige Monate nach ihrer Heimkehr lernte sie durch eine zufällige Begegnung in der Struveschen Trinkanstalt in Reichels Garten, wo ihre Mutter eine Kur brauchte, den Mann kennen, an den bald das innigste Band sie fürs Leben knüpfen sollte: den wenige Jahre ältern, damals noch unselbständigen Kaufmann Karl Voigt. Die Bewundrung für Jean Pauls Werke und die Liebe zur Musik brachten die beiden rasch einander nahe. Als die Nachricht von der frühen Verlobung nach einiger Zeit an Voigts Naumburger Freundeskreis gelangte — die Eltern waren beide früh gestorben —, erregte sie nicht geringes Kopfschütteln, und namentlich sein Vormund und väterlicher Freund Thranhart sah darin einen höchst leichtfertigen Schritt. Bei dem Besuch aber, den das Brautpaar mit zwei Nachtfahrten ermöglichte, änderte der wackre alte Herr sein Urteil: schon nach der ersten Stunde umarmte er die Braut als „sein liebes Töchterchen“.

Am 1. September 1830 eröffnete Voigt mit seinem Freund F. F. Berger in Kochs Hof am Markt eine Garn- und Seidenhandlung, und am 10. November führte er die Braut heim. Außer deren Mutter und Bruder nahm nur Voigts liebster Jugendfreund Julius Bieder, der nachmalige Oberpräsident von Schlesien, an der Hochzeit teil. Das junge Paar führte zunächst in einer etwas düstern Wohnung in der Hainstraße ein stilles Dasein, der Gatte mußte seine Zeit fast ganz dem „Geschäft“ widmen. Da der Ertrag noch ungewiß war, hatte Henriette darauf bestanden, ihren Klavierunterricht fortzusetzen, um wenigstens ihre persönlichen Bedürfnisse selber zu bestreiten, und so konnte sie beim ersten Jahresabschluß ihrem Manne achtzig Taler als Überschuß ihrer Einnahme übergeben. Bald aber drang dieser darauf, daß sie diesen an-

strengenden Erwerb aufgab; nur einigen unbemittelten Schülerinnen erteilte sie noch fernerhin unentgeltlich Unterricht. Allmählich bildete sich auch ein Singkränzchen, an dem u. a. die beiden Brüder Schrey — der eine der nachmalige bekannte Rechtsanwalt — und der spätere Appellationsgerichtspräsident Betschke teilnahmen. Mit dem Geiger Matthäi musizierte Henriette gern, auch mit dem Cellisten Grenser; später mit dem Geiger Ulrich. Zu den Freunden des Hauses gehörte ferner der junge Geistliche Gilbert, zuletzt Geheimer Kirchen- und Schulrat in Dresden, ein verständnisvoller Hörer.

Unter dem 23. Juni 1831 enthält ihr Tagebuch das Bekenntnis: „Mit solchen Seelen, die mir nahe stehen, denen ich mich verwandt fühle, mag ich gern scherzen, aber nie mit Menschen, die mich nicht verstehen, dann ist mir jeder Scherz zuwider, weil der Ernst mich nicht mit ihnen befreundete.“ Damit verwandt ist der Zug, den Schumann von ihr berichtet: „Nie hörten wir eine schlechte Komposition von ihr spielen; nie auch munterte sie Schlechtes auf. Als Wirtin vielleicht genötigt, es hinzunehmen, zog sie dann vor zu schweigen.“

Im Frühjahr 1832 weilte sie ein paar Wochen in Berlin, ihrer „ersten — geistigen Heimat“, in selbigem Genuß der Freundschaft und der Musik. Über Taubert schreibt sie in ihr Tagebuch: „Lebten wir an einem Orte, wie wollte ich durch ihn weiterstreben, immer tiefer in das Heiligtum der Kunst zu dringen. Er schenkte mir seine Sonate, die er wunderschön vortrug. Die Sonate von Dnslow spielten wir — wieviele neue Schönheiten entdeckte ich durch sein herrliches Spiel!“ Nach ihrer Heimkehr entspann sich zwischen beiden ein reger Briefwechsel. Zu ihrem Geburtstag erhielt Henriette einen besonders ausführlichen Brief von ihm, u. a. über sein derzeitiges Schaffen und seinen Wunsch, sich bald einmal in Leipzig hören zu lassen, dann über Mendelssohns wohlverdiente Erfolge, die ihm fast Neid einflößen; „ich kann ja, tröstet er sich, den Leuten wohl auch Freude machen“. Jener Wunsch kam im folgenden Jahre zur Ausführung: Taubert spielte am Reformationsfest im Gewandhauskonzert, dann in zwei eignen, und es erwuchs zwischen ihm und Voigt ein freundschaftliches Verhältnis, das sich bis zum Tode bewährt, auch auf das jüngere Geschlecht vererbt hat. Inzwischen hatte das Voigtsche Ehepaar — wie es scheint, durch den Cellisten Johann Benjamin Groß, der den Winter 1832/33 in Leipzig zubrachte und viel mit Henriette musizierte — den Hofrat Rochlig kennen gelernt, mit dem sich, wie sie in ihr Tagebuch schreibt, „ihrem Innern eine neue Welt aufschloß“, und der ihr bald ein wahrhaft väterlicher Freund wurde. (Näheres darüber im „Leipziger Kalender“ für 1908, S. 103 ff.) Ende August 1833 besuchte Mendelssohn Voigts auf der Durchreise und verlebte mit ihnen einen Abend bei dem Sänger Hauser. Er spielte seine Lieder ohne Worte sowie das Capriccio in H-moll, dann mit Henriette vierhändig sein Ottetto. Das Tagebuch berichtet darüber: „Es ging ganz herrlich, und seine Zufriedenheit schuf mir den Abend zu einem der glücklichsten in der

Kunst.“ Nicht lange danach hörte sie an drei Abenden, einmal in engem Kreise bei Professor Weiße, das Quartett der Bruder Müller aus Braunschweig; die Art, sagt sie, wie diese Haydn, Mozart und Beethoven wiedergeben, werde jedem wahren Kunstfreund unvergeßlich sein.

Bei Weiße machten Voigts auch zuerst die Bekanntschaft des jungen Klavierspielers und Komponisten Ludwig Schunke, der, von Taubert ihnen warm empfohlen, durch seine herrliche musikalische Begabung und sein Talent für Freundschaft bald ein gern gesehener Gast im Hause wurde. Er war es, der in seinem mit ihrer Hilfe erfolgreich zustande gebrachten Konzert (27. Januar 1834) den damals etwas menschenföhen Schumann mit ihnen bekannt machte und nach Monaten auch endlich zu einem Besuch vermochte. Inzwischen hatte sich Henriette schon ratend und helfend an der Vorbereitung der „Neuen Zeitschrift für Musik“ beteiligt und war als „Eleonore“ unter die „Davidsbündler“ aufgenommen worden. Das allmähliche Wachstum der Freundschaft zu schildern, das Schumann durch das große Crescendo-Zeichen auf dem Albumblatt verfinnbildlichte, dazu reicht der mir zugemessene Raum nicht aus. (Näheres in dem Sonderabdruck 1892, II d. Bl.) Auch Klara Wieck schloß sich vertrauensvoll an Henriette an. — Schunke starb schon am 7. Dezember 1834 an der Schwindsucht, schmerzlich betrauert von den Freunden. Noch vierzehn Tage zuvor hatte er für das neue, größere Album, das Henriette von ihrem Gatten zum Geburtstag erhielt, ein „Religioso“ komponiert. Auf sein Grab ließ Voigt ein eisernes Kreuz setzen, mit derselben Inschrift, die am Eingange dieses Gedenkblattes zu lesen ist. Es folgte ein längerer freundlicher Briefwechsel mit Schunkes Eltern in Stuttgart, denen Henriette schon vorher über seine Krankheit berichtet hatte.

Vom 1. bis 4. Oktober desselben Jahres war Mendelssohn auf der Rückreise vom Elternhause nach Düsseldorf wieder in Leipzig eingelehrt, hatte am Abend des 1. in einer Gesellschaft bei Raymund Härtel u. a. mit der Freundin vierhändig seine Hebriden-Duverture gespielt, sich am folgenden Vormittage von ihr zu Rochlitz geleiten lassen, wo sie „eine erhebende Stunde“ verlebten, und am 4. in der Konzertprobe durch ihre Vermittlung auch Schumann persönlich kennen gelernt. In diesen Tagen hatte er Voigts zum Besuche des zu Pfingsten 1835 in Köln unter seiner Leitung abzuhaltenden Musikfestes eingeladen — eine reizvolle Aussicht, die auch in Erfüllung ging. Sie trafen schon am Tage nach Himmelfahrt in Kassel ein, wo sie eine Woche verweilten und mit der Frau von der Malsburg, Hauptmann und Spohr viel verkehrten, musizierten und Musik hörten, u. a. Spohrs drittes Doppelquartett. Die weitere Reise machten sie in Gesellschaft des Malers Julius Hübner, mit dem sie in Frankfurt in der Ausstellung sein Bildnis Schadows, Mendelssohns Bildnis von Theodor Hildebrandt und Lessingsche Landschaften sahen. Das Musikfest selbst war ein hohes Erlebnis. Händels Salomon, Beethovens Festouverture und achte Symphonie, Webers Curyanthe-Duverture waren die

Hauptstücke, die Zahl der Mitwirkenden sechshundertachtzig. Mendelssohn, berichtet Henriette, die beim Festmahl seine Nachbarin war, ihrer Freundin Ulwine Jasper, „gewann alle Herzen, ausgenommen meines, das ihm schon seit alter Zeit angehörte“. Kurz zuvor war ihm von Leipzig der Antrag zugegangen, die Leitung der Gewandhauskonzerte zu übernehmen. Er mochte Pohlenz nicht verdrängen und hatte schon einen Absagebrief geschrieben, wollte aber vor dessen Abendung noch mit den Freunden darüber sprechen. Seiner Einladung folgend, fuhren sie mit nach Düsseldorf. Das Ergebnis der Unterredungen war, daß er den Brief zerriß und den Antrag bedingungsweise annahm. Befriedigt besuchten sie nun noch die jungen Meister der im Aufblühen begriffnen Akademie in ihren Ateliers. Bei Hildebrandt bestellte Voigt als Geschenk für Henriette zum 24. November eine Wiederholung seines Mendelssohn-Bildes, die dieser durch seinen besten Schüler ausführen zu lassen versprach. Sie gelang so vorzüglich, daß die Gürzenichgesellschaft eine gleiche Kopie bestellte.

Gegen Ende Juli kam Karl Loewe nach Leipzig, um seine Balladen vorzutragen. Er schenkte Voigts einen Abend, zu dem Ulrich und Dr. Carus mit geladen waren, und sang ihnen u. a. seinen Erbkönig und Der Wirtin Töchterlein, komponierte auch aus dem Stegreif ein Gedichtchen von Henriette für ihr Album. Die frühere Wohnung war inzwischen mit einer freundlichen in der Petersstraße vertauscht worden. Groß war sie auch nicht, aber der geräumige Vorfaal ließ sich, mit Blumen geschmückt, zu einer Musikaufführung, auch wohl zu einem Tänzchen benutzen. Hier entfaltete sich nun ein reiches, in Wohlklang und Schönheit getauchtes Leben. Beiden Eheleuten war die Gabe zuteil geworden, in jede Darbietung etwas von ihrer Eigenart zu legen und die Gäste so anzuregen, daß jeder sein Bestes gab. Schumann und Mendelssohn waren zusammen zum erstenmal kurz nach Mendelssohns Ankunft in Leipzig, am 10. September 1835, bei Voigts, mit ihnen der Sänger Hauser, Dr. Carus und Schrey. In ihrem Kalender vermerkt Henriette: „Ich mußte Mendelssohn mehreres allein spielen — dann arrangierten wir die Olympia-Duverture vierhändig, Hauser und ich sangen Lieder, dann geessen, Anekdoten erzählt, sehr lustig gewesen bis nach elf Uhr, wo Mendelssohn noch Liszt kopierte.“ Später, als Schumann und Mendelssohn einmal mit Bennett und David zu Gäste waren, hatte Henriette jedem der Gäste statt des Namens ein ihn kennzeichnendes Distichon aufs Gedeck gelegt. Am Silvester 1836 komponierte Reißiger, der bei Voigts Quartier genommen hatte, aus dem Stegreif einen Kanon, es wurden lustige Zettel geschrieben, und Bennett zeichnete Karikaturen dazu. Von andern Künstlern, die während dieser Jahre die Gastfreundschaft des Voigtischen Hauses genossen, seien hier nur einige genannt: Bohrer, die Brüder Ganz („die Gänze“), Henselt, Lipinski, Lobe, Moscheles, Stamaty, Verhulst, der jugendliche Bieuztemps, die Sängerin Klara Novello, die Mendelssohn nach damaligem Brauche für den ganzen Winter 1836/37 gewonnen hatte. Chopin hat nur Henrietten allein einmal auf ihrem Flügel

vorgespielt: „Interessanter Mensch, noch interessanteres Spiel — es griff mich seltsam an.“ Eine besondere Freude war es ihr, daß ihr verehrter Lehrer Berger im November 1836 als Wohngast da war; im Stammbuch dankt er „seiner lieben Freundin und Pflegemutter“.

Nach der ersten Leipziger Aufführung des Paulus hatte Henriette zunächst Rochlitz um öffentliche Besprechung ersucht. Dieser war jedoch durch seinen Gesundheitszustand verhindert und verwies auf Schumann, der ihrer Bitte Folge leistete, indem er in den berühmten „Fragmenten“ aus Leipzig IV und V Meyerbeers Hugenotten Mendelssohns Paulus entgegenstellte: „Sein Weg führt zum Glück, jener zum Übel.“ Zum Danke schenkte Henriette ihm den Brief, worin ihr Rochlitz seine freudige Zustimmung ausgedrückt hatte.

Im Dezember 1835 war Henriette eines Töchterchens genesen. Den beiden Gatten war damit ein Herzenswunsch erfüllt. Einer der Paten war Mendelssohn; er schenkte dem Kind ein Album, dessen erste Seite von ihm eigenhändig mit Bibelsprüchen beschrieben war. Mit welcher Liebe Henriette an dem Kinde hing, wie sie bestrebt war, in seiner Seele zu lesen, wie verständig sie die Erziehung führte, davon geben ihre Aufzeichnungen beredtes Zeugnis. Hier nur eine Stelle, 1836, „an Goethes Geburtstag“ eingetragen: „Kein Buch, und wäre es von Engeln geschrieben, ersetzt uns die Lehren und Offenbarungen des unsichtbaren und doch so sichtbaren Werdens und Fortschreitens eines Kindes. . . . Gewiß ist ein Kind der beste Lehrmeister für ein waches, tätiges Gemüt.“ Als sie im Mai 1837 die Freunde in Kassel und die Schwägerin in Weimar besuchte, nahm sie das Töchterchen mit. Wie sie dort aufgenommen worden ist, zeigt am besten der Nachklang in einem Briefe von Hauptmann: „Eine große Freude haben Sie uns durch Ihre lieben Briefe gemacht. Als wir, Fr. v. Malsburg, Spohr und ich, einige Tage nach Empfang desselben zusammentrafen, kam Fr. v. M. mir freudig entgegen: denken Sie sich, ich habe einen Brief von der Voigt; ich auch, rief ich, ich auch, Spohr.“ In Weimar — dazwischen hatte sie die Wartburg und Wilhelmstal besucht — durfte Sie mit dem alten Hummel dessen *As-Dur-Sonate* spielen (vier Monate später hatte sie sein Albumblatt mit einem Kreuz zu bezeichnen). Dann sah sie, von Kräutern geführt, „mit heiligem Schauer“ Goethes Haus, musizierte mit Lobe, Göze und Apel und empfing den Besuch des Kanzlers von Müller, der dann Rochlitz zu einer solchen Freundin beglückwünschte. Im folgenden Jahre war sie wieder ein paar Wochen in Berlin und hatte die Freude, endlich Schumanns Kompositionen anerkannt zu sehn.

Schon in ihren frühern Aufzeichnungen finden wir hier und da Todesahnung und Ewigkeitssehnsucht ausgesprochen. Mit solchen Gedanken beginnt sie das Jahr 1839, fügt aber hinzu: „Mut und Standhaftigkeit sollen mich begleiten auf der dornigen Bahn, die bald meiner harret. Gott hilft mir gewiß, gewiß, so oder so!!!“ Damit schließt das Tagebuch. Der Schreibkalender ist bis zum 7. April fortgeführt, dem Tage der Einweihung der Eisenbahn nach

Dresden. Am 24. Februar hatte sie noch einen Nachruf an Berger, später noch Verse zu Schumanns Kinderzügen, 1 bis 4, gedichtet. Am 5. Mai gebar sie ein zweites Töchterchen, das Schumann aus der Taufe hob, das sie aber unter der Obhut der treuen Alwine Sapper zurückließ, als sie im Juli, begleitet vom Gatten und dem ältern Töchterchen, zur Kur nach Salzbrunn reiste. Wenige Wochen nach der Heimkehr, am 15. Oktober, erlag sie, noch vor Vollendung ihres einunddreißigsten Lebensjahres, jener verzehrenden Krankheit, die — wie Schumann in seinem Nachrufe schreibt — die Natur dem Siechenden so gütig zu verbergen weiß. Die Grabrede hielt Freund Gilbert; ein von Berhulst eigens komponierter vierstimmiger Gesang schloß die Trauerfeier.



## Der Parnassus in Neusiedel

Von Fritz Anders

(Fortsetzung)



on dem Festessen berichten wir nichts. Es war tadellos und verlief nach gegebenem Schema. Und richtig kriegte der Halbgott nichts weiter als Sekt, Marke Goldberg, zu trinken. Fräulein Binz, eingedenk der Verpflichtung, die sie übernommen hatte, duldete es nicht anders. Und Frau von Seidelbast rührte überhaupt nichts an, sondern schwärmte und fütterte ihr Idol. Und die andern führten zu zwei und drei höchst interessierte Gespräche, wandten dabei aber ein Auge und ein Ohr auf die Mittelgruppe, um etwas von dem zu sehn und hören, was vorging, und um sich gegebenenfalls in das Gespräch mischen zu können. Und Er, der Eine, der Einzige war in seinem Element; er schwamm in der allseitigen Verehrung wie ein Fisch im Wasser.

Nach Tisch fuhr man fort, Sekt zu trinken, und zuletzt ließ sich Alfred Rohrschach erweichen, seine Schmiedelieder nochmals zu singen. Und Fräulein Binz begleitete am Klavier und war wütender als je. Ach sie konnte ihr Inneres nicht anders offenbaren als durch musikwütige Blicke. Denn auch sie hatte ihre Stunde gehabt und war dem Halbgott innerlich zu Füßen gesunken.

Als Alfred Rohrschach geendet hatte, begegnete er Hilda, die er bis jetzt noch nicht beachtet hatte. Hilda errödete und wollte etwas sagen. Aber sie brachte kein Wort über die Lippen und sah den Sänger mit so strahlenden und bittenden Augen an, daß dieser erstaunte. Donnerwetter, sagte er zu sich, famoser Käfer. Goldkäfer. Und bis über die Ohren in mich verliebt. Er hielt den Augenblick fest, zog das junge Mädchen ins Gespräch und zeigte sich von allen Seiten im vorteilhaftesten Lichte. Als Frau Mama dazwischentam und den Halbgott für sich in Anspruch nahm, flog Hilda, die Hand auf das Herz gedrückt, in ihren Philosophenwinkel — und traf dort Onkel Philipp. Offenbar wollte Onkel Philipp etwas sagen, aber auch er brachte es nicht heraus und sah Hilda nur mit herzlich mitteilbarem Blicke an.

Was sehn Sie mich denn so an? fragte Hilda.

Ich weiß nicht, erwiderte Onkel Philipp, was ich darum geben würde, wenn ich Ihnen die Enttäuschungen ersparen könnte, denen Sie entgegengehn.